

### 3.

## Das Dorf im Kopf

Hermann Bausinger\*

Was ich im folgenden ausbreite, ist kein Beitrag eines Spezialisten, sondern eine allgemeine kulturwissenschaftliche Betrachtung. Allgemein, aber auch durchaus subjektiv; kein Resümee, das die Ergebnisse verschiedener Wissenschaften hier zu einer Einführung ins Thema zusammenzieht, eher ein Hinweis darauf, daß natürlich auch dann noch Widersprüche und offene Fragen bleiben, wenn die Wissenschaftler und Praktiker (die sich ja auch keineswegs immer alle einig sind) gesprochen haben. Eine Einladung also zur Fortsetzung der in Gang gekommenen Diskussion.



Abb. 1: Das Dorf im Kopf (Zeichnung: Sepp BUCHEGGER).

\* Der Autor dieses Essays ist Volkskundler und Direktor des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Wir haben ihn um diese Überlegungen gebeten, um mit ihm - über die in den folgenden Studienmaterialien ausgebreiteten einzelnen Fachaspekte hinaus - einen sozusagen interdisziplinär-übergreifenden Blick auf dörfliche Entwicklungen zu werfen. Der Charakter des Essays und dessen besondere Lesbarkeit wurde gewahrt, indem auf einzelne Nachweise und Fußnoten verzichtet wurde. Eine Liste der herangezogenen Literatur findet sich am Schluß.

Mit dem Titel des Beitrags orientiere ich mich an einer Analyse des englischen Sozialwissenschaftlers R. E. PÄHL, der englische Pendlerdörfer untersuchte und feststellte, daß dörfliche und städtische Strukturen dort unmittelbar ineinander übergehen und daß ein Dorf am ehesten »als Geisteszustand« zu verstehen sei. Viele Großstädter beklagen ihre Situation, weil sie mit einem Traum vom ländlichen Leben herumlaufen, weil ihnen also das Dorf im Kopf zu schaffen macht. Dieses »Dorf im Kopf« ist aber nicht nur ein Fluchttraum und Fluchtraum der Großstädter; vielmehr läßt sich ganz allgemein sagen, daß ständig mit Bildern vom Dorf operiert wurde und wird, welche die dörfliche Wirklichkeit überlagern und auch beeinflussen.

Eine völlig neutrale Einstellung zum Dorf ist kaum möglich. Noch durch die kargen Formulierungen von Lexikonartikeln schimmert nicht selten durch, ob der Verfasser von Naturverbundenheit und Schollengeruch fasziniert ist (auch wenn er das vielleicht nur in nüchternen Hektargrößen ausdrückt) oder ob er das Dorf als eine zurückgebliebene Siedlungs- und Sozialform betrachtet (auch wenn er vielleicht nur von infrastrukturellen Mängeln spricht). Die reale Geschichte der Dörfer, die vielschichtig und widersprüchlich genug ist, wird begleitet von einer Geschichte der Dorfbilder und der Einschätzungen des ländlichen Lebens, die sich zwischen den Polen tiefer Verachtung und schwärmerischer Zuneigung bewegt und dabei nur selten die Mitte findet.

Um nur eines von vielen möglichen Beispielen heranzuziehen: die Philologen belehren uns, daß der geläufige Ausdruck »Tölpel« direkt zusammenhängt mit »Dörper«, Dörfler. Hier hat die Sprache eine bestimmte (mittelalterliche) Bewertung aufbewahrt, auch wenn das Schimpfwort inzwischen längst genauso auf städtische Tölpel angewendet wird. Dorf - das war ein roherer Zustand, von dem sich die in der höfischen Konvention Bewanderten ebenso absetzten wie die Stadtbürger, die zwar nicht so viel feiner waren als die Dörfler, die sich aber doch ihre eigenen Konventionen geschaffen hatten. Dies ist aber nur die eine Seite. Auf der anderen steht das Lob des unverdorbenen, natürlichen ländlichen Lebens, das Lob des Dorfes. Freilich war damit nicht das richtige Dorf gemeint, sondern ein bestimmtes Bild vom Dorf, und zunächst wurde auch kaum der Versuch gemacht, dieses Bild und die Wirklichkeit des Dorfes in Einklang zu bringen. Wenn etwa der württembergische Herzog Karl Eugen (1728-1793) sich mit seinem Gefolge ins »Dorf« begab, um sich an bäuerlichen Sitten zu ergötzen, dann handelte es sich um ein künstliches Dorf, das er in seinem Schloßpark hatte anlegen lassen. Und wenn sich die feinere Gesellschaft im 18. Jahrhundert ländlichen Schäferspielen hingab, dann hatte dies mit bäuerlicher Realität ungefähr soviel zu tun wie ein Spielzeugteddy mit einem richtigen Bären. Später ging es nicht mehr ganz so distanziert zu. Seit ROUSSEAU das Lob des einfachen Lebens verkündet hatte, geriet auch das wirkliche Dorf ins Blickfeld. Es gab nun Städter, die sich als Bauer versuchten (Heinrich von KLEIST gehörte dazu), die allerdings größtenteils reumütig umkehrten, nachdem sie ihr Bild an den harten Anforderungen der Realität gemessen hatten.

Man könnte vermuten, daß sich in der weiteren historischen Entwicklung ein ausgeglicheneres und gerechteres Bild vom Dorf durchsetzte; schließlich rückten Stadt und Dorf im direkten und im übertragenen Sinne näher zusammen - durch den Ausbau von Verkehrsmöglichkeiten, durch die politische und wirtschaftliche Entwicklung. Tatsächlich blieb dies nicht ohne Folgen, und statistische Erhebungen und sonstige wissenschaftliche Anstrengungen vermitteln uns ziemlich genaue Daten über die Geschichte der Dörfer seit der Wende zum 19. Jahrhundert. Aber die Bilder im Kopf blieben trotzdem - zumindest teilweise und zeitweise - den alten Vorstellungen verhaftet. Ende des 19. Jahrhunderts hatten Not und Hoffnung einen großen Teil der ländlichen Bevölkerung in die Städte gespült, und der industrielle Aufschwung sorgte dafür, daß sich das städtische Überlegenheitsgefühl verfestigte. Aber gleichzeitig entsteht eine Dorfbewegung, und ihr geht es nicht nur um die Verbesserung der ländlichen Verhältnisse, sondern sie

predigt auch das Ideal dörflichen Lebens als einer Daseinsform, die der städtischen überlegen ist.

Inzwischen sind sich Stadt und Dorf noch näher gekommen. Im Umland der großen Städte und in den Ballungszentren der Industrie fällt es oft schwer, zwischen Stadt und Dorf noch zu unterscheiden. Und auch dort, wo die Grenzen und Unterschiede noch deutlich markiert sind, gehen die beiden Lebensformen ineinander über. Pendler fahren weite Strecken vom Dorf in die Stadt; im Supermarkt auf grüner Wiese treffen Städter und Dörfler zusammen; Städter wandern hinaus in die ländlichen Erholungsräume, und viele von ihnen ziehen um in ein Dorf der Umgebung. Aber auch dieses neue Ineinander hat die alten Denkmuster und Bilder nicht völlig aufgelöst.

Theodor W. ADORNO bezeichnete einmal »die Entbarbarisierung des Landes« als »eines der wichtigsten Erziehungsziele«. Ihm sei, so betonte er in diesem Zusammenhang, »jeder Hochmut gegenüber der Landbevölkerung« fern: »Ich weiß, daß kein Mensch etwas dafür kann, ob er ein Städter ist oder im Dorf groß wird«. Nun gut - die armen Dörfler können nichts dafür, aber sie haben eben doch den Bewußtseinsstand »des bürgerlichen Kulturliberalismus des neunzehnten Jahrhunderts längst noch nicht erreicht«. Die Stadt also setzt die Maßstäbe, und das Dorf tut gut daran, den Wettlauf mit der Stadt aufzunehmen. Dies ist - auch heute noch - die eine Seite des Bildes.

ADORNO spricht, sich distanzierend, auch die andere an. Er hält es für falsch, »sentimental irgendwelche besonderen Qualitäten des Landlebens, die verloren zu gehen drohen, anzupreisen.« Tatsächlich wird auch dies - immer noch - getan, und es sind nicht nur die Sonntagsredner, die diese Stimmung schüren. Wenn irgendwo ein Dorffest ist, dann finden sich immer auch Städter ein, um auf eine gewisse Zeit unmittelbaren Anteil zu nehmen an der ursprünglich-idyllischen Inszenierung. Sie nehmen diese zwar nicht schlechthin für das eigentliche Dorfleben, aber solche Inszenierungen orientieren sich an dem anderen, freundlichen, städtischen Klischeebild vom Dorf und scheinen es zu bestätigen.

Was aber hat all das mit den Problemen der Dorffentwicklung zu tun? Niemand ist ja wohl angetreten, dem Dorf und den Dörflern die Barbarei auszutreiben, und andererseits unterwirft sich vermutlich niemand, der an Konzepten der Dorffentwicklung arbeitet, den süßlichen Genrebildern vom fröhlichen Landleben. In der Dorffentwicklung ging es von Anfang an um klare Richtlinien, um realistische Planungen und um den ökonomischen, sinnvollen Einsatz der vorhandenen Mittel. Gewiß. Aber *was* sinnvoll ist, *was* geplant und *welche* Richtung eingeschlagen wird - darüber entscheidet nicht zuletzt eine bestimmte Sicht auf das Dorf, entscheiden bestimmte Zielvorgaben und damit Bilder vom >eigentlichen< Dorf, vom Dorf, wie es sein sollte. Das »Dorf im Kopf« spielt auch dabei eine zentrale Rolle.

Die Grundzüge und die Wege der Dorffentwicklung wurden über weite Strecken von der Stadt her konzipiert. Das gilt auch für die fünfziger Jahre, als es um die Aufhebung des Stadt-Land-Gefälles ging, um Flurbereinigung, Elektrizitätsversorgung, Wasserleitungen, Kanalisation und anderes mehr - kurz: um den zivilisatorischen Anschluß des Dorfes an die Stadt. Besonders deutlich war die städtische Perspektive jedoch in der ersten Phase der staatlich forcierten Dorffentwicklung in den sechziger und siebziger Jahren. Wenn da von Dorferneuerung gesprochen wurde - dies war der geläufige Ausdruck -, dann ging es nicht darum, das Dorf aus sich heraus zu erneuern; es ging vielmehr um Renovierungsarbeiten von außen, um den Versuch, das Dorf möglichst weitgehend an städtischen Prinzipien auszurichten. Man erweiterte Durchfahrtsstraßen, baute Bürgersteige, >sanierte< verwinkelte Ortskerne durch Abriß und indem man Betonwände hochzog, legte Wert auf neue Straßenlaternen und auf Mauern als Grundstücks-

begrenzung. Dabei blieb es freilich nicht. Die allgemein sichtbaren Folgen von Kahlschlägen wurden kompensiert durch Ornamente - auch dies ein städtisches Prinzip, verwirklicht durch die Übertragung städtischer Formen. Kleine Rasenflächen säumten nun auch die Dorfstraßen, und wenn dieses >Kriechgrün< schon in der Stadt oft nur traurigen Ersatzcharakter hat, so wirkte es im Dorf vollends deplaziert, und auch der Häuserschmuck, die landauf landab unvermeidlichen Geranien, die alten Wagenräder oder Dreschflügel am einstigen Hoftor und der stilisierte Dorfbrunnen bei der neugeschaffenen Haltebucht für Schulbusse konnten nicht ausgleichen, was verloren gegangen war.

Später - als man die problematischen Wirkungen der Bilder vor Augen hatte - sprachen zunächst einzelne Wissenschaftler und dann auch viele in den zuständigen Behörden lieber von »erhaltender Dorferneuerung«. Allerdings wurde diese Formel mit sehr verschiedenartigen Inhalten gefüllt. Generell wurde jedoch deutlich, daß beim Stichwort Sanierung nicht immer gleich die Abbruchunternehmer »Hier!« rufen sollten, daß es vielmehr auf eine pflegliche Behandlung und vorsichtige Entwicklung des Vorhandenen ankommt. Was das konkret bedeutete und wie sich allmählich ein umfassenderes Konzept von >Erhaltung< durchsetzte, läßt sich am Beispiel des dörflichen Ortskerns verfolgen.

In der ersten Phase wurde diese dörfliche Mitte oft mehr oder weniger ignoriert oder sogar zerstört: wo keine andere Möglichkeit vorhanden schien, den >Verkehrsfluß< sicherzustellen, fielen schon auch einmal einige alte Häuser oder ein paar alte Bäume. Dies war möglich, weil nicht nur die Planer mit ihren städtischen Prinzipien diese Richtung vorgaben, sondern weil auch ein großer Teil der dörflichen Bevölkerung sich aus dem engen Dorfkern entfernt hatte an die weitere und insofern freundlichere Peripherie der Ausbaustraßen und Neubausiedlungen. Die Dörfler selbst kümmerten sich wenig um die mehr oder weniger verlassene Ortsmitte; und so waren es auch in der zweiten Phase zunächst die Planer, die ihr neues Konzept durchsetzten: Erhaltung wenigstens eines großen Teils der verwinkelten, gerade in ihrer Asymmetrie schönen Bauten im Ortskern oder doch wenigstens einiger besonders eindrucksvoller, ortbildprägender Fassaden. Auch dieses neue Prinzip wurde also wieder von außen hereingetragen, und in zuge-spitzter Kritik könnte man sagen: die >Kolonisierung< des Dorfs hatte nur andere Formen angenommen - schließlich wollten ja die Städter, wenn sie am Wochenende aufs Land fuhren, nicht nur Miniaturkopien ihrer eigenen Lebenswelt vorfinden, sondern eine andere, bis zu einem gewissen Grad gegensätzliche Welt.

Der dörfliche Ortskern präsentierte sich zunächst als architektonisches, als bauliches Erhaltungsproblem. Aber an diesem Beispiel läßt sich auch zeigen, daß sich >erhaltende Dorferneuerung< nicht eingrenzen läßt auf eine bestimmte Tätigkeitssparte. Bauliche Eingriffe oder Nichteingriffe waren ja doch von den gegebenen Eigentumsverhältnissen abhängig, darüber hinaus auch von Nutzungsfragen und insofern von der landwirtschaftlichen und der allgemeinen sozialen Struktur des Dorfes. Wer sollte, nachdem die landwirtschaftlichen Betriebe im Ortsinnern aufgegeben oder ausgesiedelt waren, künftig in diesem Bereich wohnen und leben? Was sollte aus den Gemeinschaftseinrichtungen im Ortskern werden, wenn sie ihre frühere Funktion verloren hatten: die Milchsammelstelle, die nicht mehr gebraucht wurde, das Feuerwehrmagazin, das zu klein geworden war, vielleicht auch das Rathaus, dessen Funktionen größtenteils in den Nachbarort verlagert worden waren?

Die Idee, das Dorf als umfassenden Sozialraum zu verstehen und die Dorfentwicklung als ganzheitliche Planung auf den verschiedensten Gebieten - diese Idee wurde den Bemühungen nicht übergestülpt, sondern sie wuchs aus den Problemen und Bedürfnissen der heutigen Dörfer heraus. Dies bedeutet freilich nicht, daß sich die Planungsschritte von allein abgezeichnet hätten - das »Dorf im Kopf« spielte auch bei der Ausarbeitung der neuen Konzepte eine wesentliche Rolle.

Einig ist man sich heute darüber, daß bei allen Planungs- und Umgestaltungsaktivitäten der dörfliche Charakter erhalten werden soll. Aber was ist das, der dörfliche Charakter? Die Vorstellungen davon sind keineswegs einheitlich, und sie sind auch dem ständigen Wandel unterworfen. Leicht schematisiert und vereinfacht lassen sich *drei verschiedene Bilder* unterscheiden, die sich - wenigstens bis zu einem gewissen Grad - auch als ein Nacheinander, als Ausdruck verschiedener Phasen präsentieren.

Die längste (und noch keineswegs völlig abgeschlossene) Phase war bestimmt vom *Gegenbild Dorf*. Im Dorf wurde all das gesucht und gesehen, was in der Stadt als Mangel registriert wurde. Im Dorf, so sah man es, herrschte das Prinzip der Gemeinschaft. Die krassen sozialen Unterschiede, die in der Stadt zur Herausbildung sozial geprägter Wohnlagen - vom Villenviertel bis zur Proletariersiedlung - führten, waren im Dorf scheinbar nicht vorhanden; die Landbevölkerung präsentierte sich relativ einheitlich. Auch der städtische Egoismus und Individualismus fehlten. Man half sich gegenseitig; Nachbarschaft war nicht einfach die Bezeichnung lokaler Nähe, sondern eine gesicherte Ordnung wechselseitiger Hilfeleistungen. Die Dorfbewohner galten, im Gegensatz zu den Städtern, auch nicht als neuerungssüchtig; Traditionalismus herrschte vor. Der »Bauer von guter Art«, wie im letzten Jahrhundert der Publizist Wilhelm Heinrich RIEHL den vorbildlichen Dorfbewohner nannte, trug eine beständige Tracht, hielt sich an die Arbeitsregeln und Sitten seiner Vorfahren und wies Neuerungen in überlegener Selbstgenügsamkeit ab.

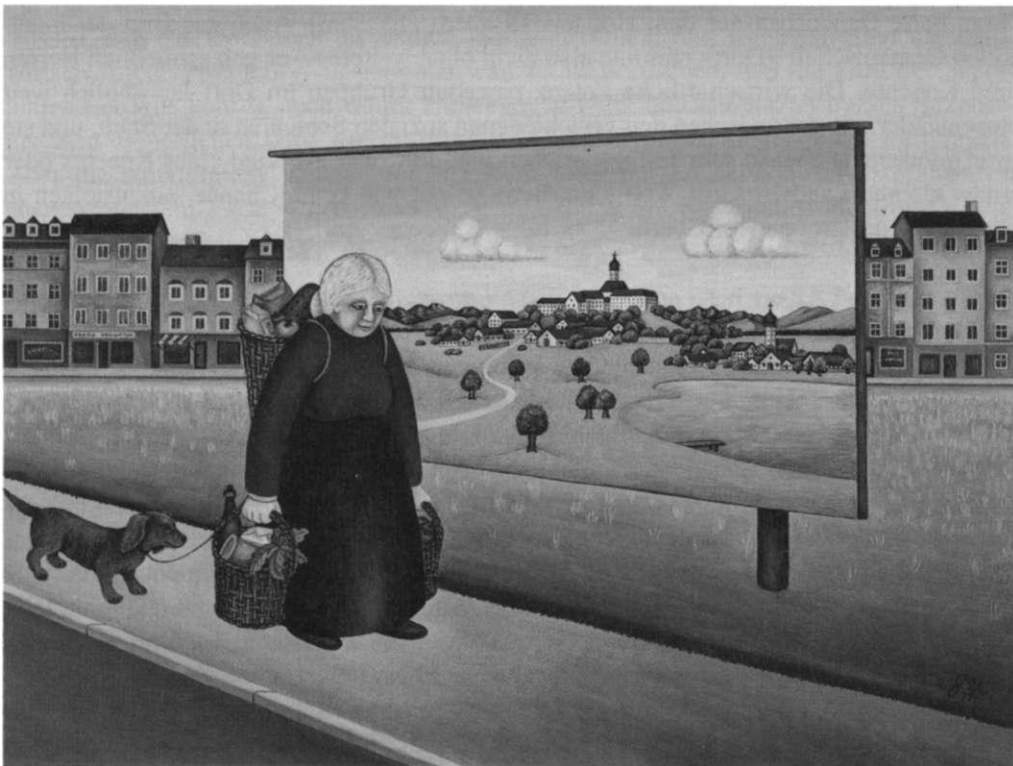


Abb. 2: In der Stadt (Ölbild: Greta-Maria SCHERZER).

Es versteht sich, daß dieser Dorfbewohner kein reines Phantasiegebilde war. Der *Traditionalismus* wurde auch nicht nur gelobt, sondern gelegentlich auch angegriffen. Als die Aufklärer im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert bemüht waren, die Landwirtschaft und das ganze dörfliche Leben zu modernisieren, und als sie mit ihren Vorschlägen zur Stallfütterung, zur Aussaat von Klee, zur Pockenschutzimpfung und vielem anderen zunächst am Widerstand der Dorfbewölkerung abprallten, attackierten sie die *Sturheit der Landleute*. Es gab freilich auch Versuche, diese vermeintliche Sturheit zu erklären.

Justus MOSER beispielsweise, Staatsmann und Publizist in Osnabrück, stellte rhetorisch die Frage: »Wie würde es uns armen Leuten gegangen sein, wenn wir alle die Vorschläge, die nun seit zehn Jahren zur Verbesserung des Ackers gemacht sind, gefolgt hätten? Wenn wir alle die Säemaschinen und alle die Arten von Pflügen angeschafft hätten, welche in dieser Zeit angepriesen und vergessen sind? Wenn wir alle die Futterkräuter gesäet und alle die Ackerbestellungen nachgeahmet hätten, wovon man uns ein so herrliches Bild gemalt hat?« Er sah, daß in erster Linie eine wirtschaftlich begründete Vorsicht hinter der Abwehr von (unsicheren) Innovationen stand, daß also der Konservatismus des Dorfes nicht zwingend und ein für allemal zur Substanz des bäuerlichen und dörflichen Lebens gehörte. Agrargeschichtliche Untersuchungen haben inzwischen gezeigt, wie stark die Bereitschaft zu Neuerungen von der wirtschaftlichen Gesamtsituation abhängt; und diese Untersuchungen haben auch Beispiele dafür beigebracht, daß die ländliche Bevölkerung auf manchen Gebieten nicht weniger neuerungssüchtig als die städtische ist, wenn sie glaubt, es sich leisten zu können.

In den beiden letzten Jahrzehnten wurde nicht nur das Klischee vom allzeit konservativen Landbewohner zerstört, sondern ganz allgemein den positiven Genrebildern ein *kritisches*, manchmal überkritisches *Bild vom Dorf* gegenübergestellt. Die Vorzeichen wurden verkehrt: freundliche Nachbarschaftshilfe wurde durchschaut als ein lähmendes System von Abhängigkeiten, das durchaus von sozialökonomischen Unterschieden bestimmt war (wem der reiche Bauer einen Nachmittag lang mit der Dreschmaschine oder einer anderen kostspieligen Gerätschaft aushalf, der mußte im Gegenzug ein paar volle Tage harte Handarbeit auf dem Hof jenes Bauern ableisten). Auch das Bild der intensiven Gemeinschaft »Dorf« stimmte also nicht ohne weiteres - es gab schließlich Herren und Knechte. Die wirtschaftliche Potenz einzelner Gruppen im Dorf lag ähnlich weit auseinander wie die zwischen den verschiedenen sozialen Schichten in der Stadt, und sie war mindestens ebenso sehr festgeschrieben wie dort: wer als Kind eines Knechts oder eines kleinen Landwirts zur Welt kam, hatte so gut wie keine Chance, aufzusteigen in die Klasse der großen Hofbauern.

Utz JEGGLE und Albert ILIEN sprachen, diese *Entromantisierung* auf die Spitze treibend, vom »Not- und Terrorzusammenhang« des Dorfs. Das war in der Formulierung vielleicht zu radikal; aber es brachte jene negativen Aspekte auf den Punkt: eine weitgehende Einschränkung der Entscheidungsfreiheit durch unausweichliche Vorgaben, die Unfreiwilligkeit der sozialen Bindungen und der alltäglichen Verpflichtungen, die fast totale Kontrolle, die Tag und Nacht über die Einzelnen ausgeübt wird.

Es scheint mir richtig, an diese Seiten des alten Dorfs zu erinnern, da eine offenbar unausrottbare Neigung dazu besteht, alles Dörfliche durch leichte Verschiebungen, durch bloße Interpretation in das jeweils gewünschte *positive* Licht zu rücken. Statt von totaler Kontrolle wird dann eben von der Kommunikationsfreundlichkeit des Dorfes und der Dörfler gesprochen, statt von der bedrückenden Enge, der zu allen Zeiten auch Dorfbewohner davongelaufen sind, von der freundlichen Nahwelt im Dorf, und statt von Eintönigkeit spricht man von Transparenz, von Überschaubarkeit. Dabei verhält es sich allerdings keineswegs so, daß das eine schlechthin richtig, das andere schlechthin falsch ist. Aus der alten These vom gesunden, konservativen Organismus des Dorfs und ADORNOS Antithese von der spannungsgeladenen Barbarei des Dorflebens formt sich die Synthese eines Bildes, das durch Widersprüchlichkeiten charakterisiert ist. Tatsächlich steckt beides im Dorf: Enge und Nähe, Zwang und Hilfsbereitschaft, Kontrolle und Transparenz. Es kommt aber nicht darauf an, die freundliche Seite durch eine romanisierende Interpretation in den Vordergrund zu schieben, sondern *es geht darum, die positiven Seiten praktisch herauszuarbeiten*, dafür also die realen Voraussetzungen zu schaffen. Genau dies heißt, jenseits aller technischen Einzelschritte, Dorfentwicklung.

Fragen wir also noch einmal nach dem dörflichen Charakter, danach, ob es bestimmte Grundsätze oder gar Grundgesetze des dörflichen Lebens gibt, auf die bei jeder Neugestaltung Rücksicht genommen werden muß. Welche spezifisch dörflichen Prinzipien müssen in dem Prozeß der Dorfentwicklung beachtet und durchgehalten werden? Ich will - nicht im Sinne einer abschließenden Aufzählung, sondern im Sinne einer Akzentuierung - *sechs* solcher *Grundsätze* herausstellen:

1.

*Das Bäuerliche* gehört nicht nur zu den gängigen Assoziationen, die durch das Stichwort »Dorf« abgerufen werden, sondern es ist auch ein Bestandteil der meisten Definitionen des Dorfes. Dies fällt vielleicht nicht besonders auf, aber es erscheint höchst merkwürdig, wenn man die Berufsstatistik der Dörfer prüft. In den meisten Dörfern sind die Bauern längst zu einer relativ kleinen Minderheit geworden. Und doch heißt Dorf in aller Regel: bäuerlich geprägtes Dorf. Nun könnte man annehmen, daß die Städter nur noch nicht gemerkt haben, was in den Dörfern tatsächlich los ist, daß also von außen ein historisches Bild in die Dörfer hineingetragen wird. Aber auch in den Dörfern läßt sich beobachten, daß bäuerliche Bestandteile und Zusammenhänge sehr viel mehr Gewicht haben, als dies nach ihrem Umfang und ihrer realen ökonomischen Bedeutung zu erwarten wäre: im Gemeinde- oder Ortschaftsrat reden die Bauern ein gewichtiges Wort mit, in Organisationen und auch bei informellen Entscheidungen haben sie oft das Sagen, und großer Grundbesitz zählt mehr als ein stattliches Gehalt. Es gibt Gründe für diese Bewertung: in Kriegen und Krisen haben die Dorfbewohner die Erfahrung gemacht, daß nur die bäuerliche Substanz das Überleben garantierte. Dazu kommt aber auch das Wissen, daß das Dorf eben tatsächlich jahrhundertlang fast vollständig auf die landwirtschaftliche Produktion ausgerichtet war. Es ist abzusehen, daß die Zahl der bäuerlichen Betriebe künftig noch weiter zurückgehen wird, und ein nur-abstraktes Bekenntnis zum Bäuerlichen wird die anstehenden Strukturveränderungen nicht verhindern. Aber die strukturellen Veränderungen sollten nicht nur an ökonomischen Maßstäben ausgerichtet sein - wie sich eben auch die Bedeutung des Bäuerlichen nicht im Ökonomischen erschöpft.

2.

Wenn für die Erhaltung einer gewissen bäuerlichen Substanz plädiert wird, dann heißt dies gleichzeitig, daß die Einbettung des Dorfs in die Natur gewährleistet werden sollte. Neuerdings ist viel vom Bauern als Landschaftspfleger die Rede - sei es, daß seine herkömmliche Tätigkeit als ein Stück (Kultur-)Landschaftspflege verstanden wird, oder sei es, daß ihm diese ausdrücklich als Aufgabe zugewiesen wird. Die *Nähe zur Natur* ist ein zweiter Grundsatz, der in der Dorfentwicklung beachtet werden sollte. Die Bemühungen um infrastrukturelle Verbesserungen, um den Bau von Straßen und Plätzen, um die Errichtung von Betriebsgebäuden, in denen ein Teil der überschüssigen Arbeitskräfte aufgefangen werden kann, um die Herstellung von Großbauten aller Art - all das darf nicht dazu führen, daß der Naturraum im Dorf und um das Dorf zerstört wird.

3.

Für das historische Dorf wird oft das Merkmal weitgehender Autarkie angeführt. Vielleicht wird die frühere Selbständigkeit der Dörfer dabei etwas überschätzt; aber tatsächlich gab es die nötigen Handwerker und die nötigen Kaufleute zumeist im Dorf, und der eigene Bedarf wurde ohnehin durch die örtliche Landwirtschaft gedeckt. Das Dorf war auf seine (weitere) Umgebung nur bedingt angewiesen. Inzwischen ist die berufliche und funktionelle Differenzierung weit fortgeschritten; vieles kann nur noch in der benachbarten Stadt und nicht im Dorf selber erledigt, besorgt, gekauft oder bearbeitet werden. Aber ein *gewisses Maß an Selbständigkeit* sollte gewahrt bleiben oder wiederbelebt werden. Im Dorf - oder doch wenigstens im Verbund einiger Dörfer - sollten die wichtigsten Dienstleistungen vorhanden sein: Versorgung mit Lebensmitteln, Gesundheitsfürsorge, ärztliche Hilfe, einfache Dienstleistungen wie die des Friseurs und ahn-

liches. Hierfür sollten die Dorfbewohner nicht in die Stadt fahren müssen; und sie werden es umso weniger tun, je dichter das Netz solcher Dienstleistungsangebote in ihrer nächsten Umgebung ist.

4.

Eine gewisse Vielfalt solcher Leistungen verlangt auch eine gewisse *Vielfalt im Sozialen*, eine Fähigkeit zur Entwicklung eigener Organisationsformen. Bei der Untersuchung kleinerer Gemeinden hat Herbert SCHWEDT festgestellt, daß vielfältige kulturelle Aktivität im Dorf am ehesten dort zu erwarten ist, wo die Bevölkerung gemischt ist, wo also nicht nur Bauern, nur Pendler oder nur Angestellte einer nahen Großfirma wohnen, sondern wo möglichst verschiedenartige Berufe vorhanden sind. Auch wenn es Planer mitunter verlockt, Dörfer zu »entmischen« - farbiges kulturelles Leben kann sich nur dort entfalten, wo auch die Struktur der Bevölkerung relativ bunt ist.

5.

Das *Merkmal der Überschaubarkeit* ist eine wichtige, unbedingt zu wahrende Eigenheit des Dorfs. Ihre Qualität, die baulichen Strukturen oder die äußeren, architektonischen Vorgaben an die Geselligkeit sind dafür wichtig. Die rein quantitative Seite ist dabei aber nicht ganz unerheblich. Mammutdörfer sind keine Dörfer mehr. Dies ist eine Feststellung von durchaus praktischem Gewicht, denn im Umkreis der Großstädte und in einzelnen Ballungsgebieten wuchern die alten Siedlungseinheiten aus, es drohen immer mehr Dörfer zusammenzuwachsen. Es ist sicherlich schwierig, aber nicht unmöglich, auch in solchen Fällen gegenzusteuern und anstelle langgestreckter amorpher Siedlungsgürtel eine erkennbare Gliederung in einzelne Einheiten mit je eigenen Zentren und Schwerpunktbereichen zu schaffen.

6.

Das *Merkmal der Überschaubarkeit* ist eng verknüpft mit dem *der dichten Kommunikation*. Das Dorf braucht Chancen zur Begegnung und zur Kommunikation. Es braucht im allgemeinen kein Kommunikationszentrum - das wäre in den meisten Fällen eine Nummer zu groß und vielleicht auch zu fremd. Aber notwendig sind Wirtsstuben, Treffpunkte in Häusern und auch im Freien für Jung und Alt. Riesige Mehrzweckhallen, wie sie manchmal aufgrund irgendwelcher Finanzspritzen und Eingemeindungsverträgen gebaut wurden, sind nicht überall funktional - manchmal sind die Betriebskosten zu hoch, und oft machen solche Einrichtungen, weil sie zu selten genutzt werden, die Verödung der Dorfgemeinschaft nur besonders fühlbar. Unbedingt notwendig ist aber ein großer Saal für Veranstaltungen, die einen größeren Teil der Dorfbevölkerung zusammenführen.

Sollen diese sechs Grundsätze zukunftsweisend sein, bedarf es einer angemessenen *politischen Steuerung der ökonomischen Prozesse* in Stadt und Land. Die aufgeführten Merkmale hängen untereinander zusammen; sie lassen sich jedenfalls nicht isolieren und machen erst in ihrer Summe jene ganzheitliche Erfahrung aus, die das Leben im Dorf wünschenswert macht. Heinrich BOLL hat diese Erfahrung einmal so beschrieben: »Je älter ich werde, desto bewußter werde ich regionalistisch oder fast provinziell. Ich glaube, daß die Welt überall die ganze Welt ist, nicht im Sinne von heil, sondern im Sinne von komplett, daß Sie also in jedem brandenburgischen, in jedem preußischen, in jedem rheinischen Dorf die ganze Welt finden.« BOLL war bekanntlich ein eingefleischter Großstädter; seine Heimat Köln verdankt ihm eine ganze Reihe poetischer Liebeserklärungen. Aber seine Liebe zum Kleinen führte ihn auch in die Dörfer und ließ ihn dort »die ganze Welt finden«.

Es wäre verkehrt, im Zeichen der Dorfentwicklung eine neue Frontstellung zwischen Dorf und Stadt auf- und auszubauen. Die meisten Punkte, die hier als Grundsätze der dörflichen Planung aufgezählt wurden, gelten ganz allgemein für die Schaffung eines



humanen Lebens und Wohnens. In leicht modifizierter Form gelten solche Grundsätze gewiß auch für die städtische, ja großstädtische Planung. Und tatsächlich gab und gibt es, in Umkehrung des herkömmlichen Gefalles, genügend Bereiche, in denen sich die Stadt am Dorf orientiert. Amerikanische Soziologen prägten den Begriff der »rurbanization«, in dem Rurales, Ländliches, mit dem Urbanen, dem Geist der Stadt, zusammengeschweißt ist. Unter diese »Rurbanisierung« läßt sich einerseits fragwürdige Fassadenkosmetik fassen, der Versuch etwa, mitten in der Großstadt Nischen mit heimeliger dörflicher Fachwerkarchitektur aufzubauen. Man kann den Begriff aber auch beziehen auf die vernünftigen und notwendigen Anstrengungen, in den großen Städten zu kommunikativen und überschaubaren Strukturen zu kommen. Jedenfalls handelt es sich bei »Dorf« und »Stadt« weniger denn je um getrennte Welten.

Dies ist auch bei der ländlichen Planung zu berücksichtigen. So richtig es ist, die spezifischen Bedingungen sorgfältig herauszuarbeiten, so falsch wäre es, Dorfentwicklung von städtischen Prinzipien völlig abschneiden zu wollen. Es gibt Bereiche, in denen die Berufung auf das »alte Dorf«, auf die Tradition, auf das Herkömmliche nicht viel mehr ist als eine Abwehrgeste, mit der überholte Positionen verteidigt und innovative Anstrengungen vermieden werden. Vor nicht allzu langer Zeit reichte diese Argumentationslinie manchmal noch bis in so existentielle Bereiche wie die Gesundheitsfürsorge hinein: im Dorf, so hieß es dann, brauche man eigentlich nicht unbedingt moderne (Fach-)Arztpraxen, denn dort sei die Tradition volksmedizinischen Wissens und populärer Heilkünste noch lebendig. Mit einem solchen Argument würde sich heute wohl niemand mehr hervorwagen; aber es gibt andere Bereiche, in denen auf das - vermeintlich gute - Alte gepocht wird, obwohl eigentlich - besseres - Neues gefragt wäre. Ein paar *Beispiele* dazu:

Das Dorfleben war früher in beeindruckender, aber gleichzeitig auch erschreckender Weise öffentlich; und noch heute ist es auf dem Land oft so, daß auch die Innenräume der Häuser allgemein zugänglich sind. Es ist nicht ungewöhnlich, daß der Nachbar plötzlich im Wohnzimmer steht - wenn die Haustür geschlossen ist, kann es sein, daß er eben - ohne Skrupel - den Kellereingang benützt. Wenn nun, bei jungen Leuten vor allen Dingen, der *Wunsch nach mehr Abschließung und Privatheit* auftaucht, dann sollten die alten Formen nicht mit einem »Das ist immer so gewesen« verteidigt werden. Das Bedürfnis nach einem privaten Rückzugsraum ist anzuerkennen und zu respektieren, und dies gilt auch innerhalb der Familien, zumal immer noch häufig mehrere Generationen unter einem Dach zusammenleben. Diese an sich erfreuliche Konstellation läßt sich bestimmt nur aufrechterhalten, wenn sie Privatheit nicht völlig unmöglich macht.

Einen zweiten Bereich, in dem eine gewisse Öffnung zu städtischen - man könnte stattdessen auch sagen: moderneren - Formen unvermeidlich ist, bildet das *Vereinswesen*. Vereine, ursprünglich eine städtische Form des Zusammenschlusses, fanden verhältnismäßig rasch auch Eingang in die Dörfer und ergänzten dort ungefähr seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die informelleren Sozialverbindungen. Anders als in der Stadt, wo im allgemeinen auch feste öffentliche Kultureinrichtungen zu finden waren, gingen auf dem Dorf die kulturellen Aktivitäten fast vollständig in die Hände der Vereine über. In vielen Fällen sogar: in die Hände *des* Vereins, denn in einer großen Zahl von Dörfern war es lange Zeit nur ein einziger Verein, der zwar auch einen besonderen Zweck (beispielsweise die Durchführung sportlicher Wettkämpfe) verfolgte, der aber auch für die Kultur zuständig war: für die Weihnachtsfeier und das Sommerfest, für die Geselligkeit und das »Brauchtum«. Auch heute noch sind manche Bürgermeister und Ortschaftsräte auf die Frage nach der dörflichen Kultur rasch mit der Antwort bei der Hand: die Vereine machen das - oder auch: der Verein macht das. Auch hier dient der Leitsatz »Das ist immer so gewesen« der Abwehr von Neuerungen - sei es nun, daß dieser Satz einfach naiv präsentiert oder daß er taktisch eingesetzt wird.

Denn inzwischen ist eine Entwicklung eingetreten, die den Rückzug auf die traditionelle Vereinskultur als ungenügend erscheinen läßt. In größeren Orten zeichnet sich diese Entwicklung auch innerhalb des Vereinswesens ab. Dieter JAUCH konnte in einer schon zehn Jahre zurückliegenden Untersuchung zeigen, daß sich in ländlichen Gemeinden eine *Zweiteilung der Vereine* abzeichnete: auf der einen Seite die traditionellen Vereine, allerdings deutlicher als früher in Spezialsparten untergliedert, auf der anderen Seite neue Clubs mit neuen Funktionen: Reiten, Golf und Tennis, dazu speziellere musische Aktivitäten. Wo diese Ausdifferenzierung des Vereinswesens nicht möglich ist, entwickeln sich kulturelle Ansprüche und Aktivitäten außerhalb der Vereine, und es gibt bereits ganze Gruppen, die ihre Bedürfnisse zumindest in den traditionellen Vereinen nur ganz bedingt erfüllt sehen. Und dies sind nicht nur kleine Randgruppen, sondern dieses Problem betrifft neben der oft großen Zahl von im Dorf lebenden ausländischen Arbeitsmigranten auch die Frauen und die Jugendlichen.

Für jede dieser Gruppen ließe sich im einzelnen zeigen, daß die herkömmlichen Strukturen durchbrochen und verändert werden müssen, wenn das Leben im Dorf für sie lohnend und erfreulich sein soll. Die in den Vereinen kristallisierte Dorfkultur war beispielsweise - und ist größtenteils immer noch - eine ausgesprochen männliche. Die Frauen sind zwar schlechterdings unentbehrlich: für das Sticken von Fahnen, das Nähen von Trachten und Uniformen, die Küchenarbeit bei Vereinsfesten - für Tätigkeiten im Hintergrund also. Im Vordergrund dagegen sonnen sich die in aller Regel männlichen Funktionäre. Und dies ist keineswegs nur eine Mißlichkeit der Festkultur, es entspricht den ganz alltäglichen Formen des Umgangs und der Kommunikation - z. B. der Tatsache, daß es in vielen Gegenden auch heute noch unüblich ist, daß die Frauen des Dorfs abends ins Gasthaus gehen. Solche Tabus aber lassen sich und werden sich nicht halten; die *Frauen* und mehr noch die *Jugendlichen* haben damit begonnen, ihre *eigenen Geselligkeitsformen* zu entwickeln und neue kulturelle Ansprüche zu erheben und sie notfalls außerhalb des eigenen Dorfs zu befriedigen.

Diese Entwicklung ist, der Herkunft nach, städtisch; aber sie entspricht Bedingungen und Bedürfnissen, die sich eben auch im Dorf herausgebildet haben. Vielleicht läßt sie sich in der Feststellung zusammenfassen, daß es eben auch im Dorf nicht mehr *die* Dorfkultur gibt, sondern Kulturen - differenziert nach Gruppen, die miteinander konkurrieren, die sich aber auch ergänzen. Für die Anhänger der *nicht-traditionellen Kulturformen* ist es oft schwierig, sich gegen diejenigen durchzusetzen, die »schon immer« das Sagen hatten. Die Jugendlichen beispielsweise wenden sich von den »altmodischen« Formen dörflicher Kultur ab; sie machen Front gegen die *eingefahrene Subventionskultur*. Aber sie brauchen ebenfalls Subventionen - für Instrumente, Proberäume und Veranstaltungen, und sie tun sich schwer, sich gegen die alten Ansprüche durchzusetzen. Pläne zur Dorfentwicklung müssen dieser veränderten Situation Rechnung tragen - die Berufung auf das in sich geschlossene und ausgewogene Dorf (die ja meistens auch historisch problematisch ist) hilft hier nicht weiter.

Es versteht sich von selbst, daß solche grundsätzlichen Überlegungen und *Leitgedanken* nicht einfach unterschiedslos auf alle Dörfer in gleicher Weise Anwendung finden können. Sie sind, als allgemeine Zielvorgaben, nicht nutzlos - bei der *Übertragung in die Praxis* schiebt sich aber mit guten Gründen der relativierende Einwand dazwischen: Es kommt drauf an. Es kommt z. B. darauf an, um welches Dorf es sich handelt. Schon in historischen Dimensionen ist mit enormen Unterschieden zu rechnen - erzeugt durch die naturräumlichen Voraussetzungen oder durch politische Bedingungen, aber auch mit Verschiedenheiten auf engstem Raum, die mit Erbsitten und ähnlichem zusammenhängen können. Zu diesen älteren Unterschieden treten andere, die durch die jüngste Entwicklung bedingt sind: in den großen Ballungsgebieten gibt es »Dörfer«, welche die sie umgebende Dorfflur fast völlig verloren haben, die mit anderen Dörfern zusammen-

gewachsen und deren Konturen verwischt sind. Und auf der anderen Seite gibt es - zwar nicht im gleichen Umfang wie in vielen europäischen Ländern - sterbende Dörfer, zumindest aber ausgedünnte Zonen, bei denen sich Abwanderung und Verschlechterung der Infrastruktur aufschaukeln, »Passivräume«, wo die Dörfer weder dem herkömmlichen Bild noch den Minimalforderungen für eine ländliche Siedlung entsprechen.

Weil es »darauf ankommt«, müssen die diskutierten Grundsätze ihre Ergänzung finden in einem *übergreifenden Leitprinzip*: keine Dorfentwicklung nur von außen, keine Planung ohne die *aktive Beteiligung der Dorfbevölkerung*. Der schon einmal zitierte Justus MOSER kommt in seiner »Osnabrückischen Geschichte« unter anderem auf Maßnahmen der Pferdezucht und -aufzucht zu sprechen, und dabei moniert er, daß die Landesregierung nicht genügend Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse nehme, daß sie mit ihren vereinheitlichenden Bestimmungen »gegen die Lokalvernunft« verstoße. Dieser großartige, wahrscheinlich von MOSER geprägte Begriff läßt sich aus dem speziellen Argumentationszusammenhang lösen und ganz allgemein auf die notwendige Ergänzung aller Generalisierungen durch eine ganz konkrete Planung beziehen. *Lokalvernunft*: damit wird nicht in Frage gestellt, daß vernünftiges Handeln in allgemeineren Zusammenhängen steht; aber es wird darauf verwiesen, daß sich dieses vernünftige Handeln eben auch an den je spezifischen Grundlagen und Randbedingungen orientieren muß.

Viele Reformschritte im ländlichen Raum krankten daran, daß sie allein von oben dekretiert waren - nicht zuletzt deshalb weil das in den Dörfern selbst steckende *Potential* unterschätzt wurde. Inzwischen gibt es ein Lehrstück, das gezeigt hat, wieviel Energien und wieviel Selbstbewußtsein auch in kleinen Ortschaften vorhanden sein können. Die kommunale Gebietsreform nahm vielen ländlichen Gemeinden die Selbständigkeit. Sie trug damit - dies muß eingeräumt werden - der Tatsache Rechnung, daß die wichtigsten Verwaltungsschritte nicht mehr im engen Horizont der kleinen Gemeinden vollzogen werden konnten: gleichgültig, ob es um die Erschließung neuen Baulandes, um die Ansiedlung von Industriebetrieben, um Probleme der Müllentsorgung oder des Landschaftschutzes ging - in den Grenzen eines kleinen Ortes konnte all das nur noch höchst unzulänglich behandelt werden. Die Effektivität der Verwaltung wuchs (wenn auch vielleicht nicht im erhofften Ausmaß), aber die Dorfbewohner fühlten sich nicht als neutraler Teil der neuen Großgemeinde - im Gegenteil, sie kompensierten den Entzug der Verwaltungskompetenz durch eine *Betonung der kulturellen Selbständigkeit*, die in Dorffesten und erneuerten Bräuchen und allerhand Vereinsaktivitäten und sogar durch den Bau von Gemeinschaftseinrichtungen demonstriert wurde. Die Bewohner der neuen Teilgemeinden pochten stärker als vorher auf die örtliche Identität.

Mit der Dorfbevölkerung ist also zu rechnen, wenn es um Dorfentwicklung geht; sie darf nicht nur als unliebsames Hindernis für standardisierte (städtische) Planungsschritte betrachtet werden. Sie kann beitragen zu der *Erinnerungsarbeit*, welche die künftige Entwicklung begründet, aber auch zu *Zukunftsvisionen* - auch sie hat ihr »Dorf im Kopf«. Wenn ihre Erwartungen, Wünsche und Vorstellungen vermittelt werden mit Maßstäben, die aufgrund allgemeinerer Erfahrungen gewonnen wurden, ist das entscheidende Prinzip verwirklicht: *Lokalvernunft*.

*Literatur und Autoren, auf die sich Hermann BAUSINGER in seinem Essay bezieht:*

R. E. PÄHL, *Whose City? And further essays on urban society*. Harmondsworth (England, Penguin Books) 1975.

Hans-Georg WEHLING (Hg.), *Dorfpolitik. Fachwissenschaftliche Analysen und didaktische Hilfen*. Opladen 1978.

- Theodor W. ADORNO, Erziehung nach Auschwitz. In: ders., Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt 1969, S. 85-101.
- Wilhelm Heinrich RIEHL, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. Stuttgart 1869.
- Hermann BAUSINGER, Konservative Aufklärung - Justus Moser vom Blickpunkt der Gegenwart. In: Zeitschrift für Volkskunde 68 (1972), S. 161-178.
- Justus MOSER, Sämtliche Werke. Bd. 12,1. Hamburg 1964, S. 147.
- Wolfgang KASCHUBA / Carola LIPP, Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materieller und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Tübingen 1982.
- Utz JEGGLE / Albert ILIEN, Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang. In: Hans-Georg WEHLING (Hg.), Dorfpolitik. Opladen 1978, S. 38-49.
- Herbert SCHWEDT, Kulturstile kleiner Gemeinden (= Volksleben 21). Tübingen 1968.
- Heinrich BOLL, Ansichten eines Autors. Sender Freies Berlin, 11.9. 1969, Ms. S. 1 (zit. nach: Stadt Köln (Hg.), Texte, Bilder, Dokumente zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Köln, 29. April 1983, S. 75).
- Ulrich PLANCK / Joachim ZICHE, Land- und Agrarsoziologie. Eine Einführung in die Soziologie des ländlichen Siedlungsraumes und des Agrarbereichs. Stuttgart 1979.
- Dieter JAUCH, Die Wandlung des Vereinslebens in ländlichen Gemeinden Südwestdeutschlands. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 28 (1980), S. 48-77.
- Hermann BAUSINGER, Dorf - das verwackelte Leitbild. In: Dorfwandlung. Aktuelle Probleme und Weiterbildungsbedarf. Referate einer Arbeitstagung des Deutschen Instituts für Fernstudien an der Universität Tübingen (DIFF). Herausgegeben und mit Materialien versehen von Eckart FRAHM und Wiklef HOOPS (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen 71). Tübingen 1987, S. 15-25.